

Überlegungen zu
Orientierung und Anregung
durch Joseph Kardinal Höffner
(1906 bis 1987)

Leitfigur für christlich orientierte Politik und für eine verunsicherte Kirche

Hermann Kues

Die beiden großen Kirchen stehen an einem Scheideweg. Die Bindung der Gläubigen nimmt ab, Skandale der jüngsten Zeit, allen voran der Missbrauch an Kindern und Jugendlichen in katholischen Einrichtungen, hatten einen dramatischen Vertrauensverlust zur Folge und sind längst nicht ausgestanden. Das ist die eine Seite. Die andere: Gerade die aktuellen politischen Grundsatzdebatten, beispielsweise um die Zukunft von Marktwirtschaft und Sozialstaat, die Präimplantationsdiagnostik, die Auslandseinsätze der Bundeswehr, die Einwanderungs- und Energiepolitik, verlangen nach ethischer Reflexion. Da sind die Kirchen gefragt. Ihr Wort hat weiterhin Gewicht, wenn es um das Wertefundament unserer Gesellschaft geht.

In den Aufbaujahren der Bundesrepublik Deutschland haben sie eine im besten Sinne tragende Rolle gespielt, namentlich bei der Entwicklung der Sozialen Marktwirtschaft. Anders als in Frankreich stand das Modell eines laizistischen Staates – der strikten Trennung von Kirche und Staat – nie ernsthaft zur Diskussion. Die Kirchen verstanden sich als eine Art gesellschaftliches Gewissen – und wurden weitgehend auch so akzeptiert. Der Sozialethiker Lothar Roos hat das in die knappe Formulierung gebracht, nirgends seien die Päpste in den letzten einhundert Jahren so erfolgreich gewesen wie auf dem Gebiet der Sozialverkündigung.

Dies sollte weiterhin gelten. Dass die Marktwirtschaft moralisch anspruchsvoll ist und die Freiheit des Wirtschaftens ihre

Grenze an der Würde des Einzelnen und am Gemeinwohl findet, ist keine selbstverständliche Einsicht (mehr), sondern erschließt sich nur innerhalb eines Wertekanons, zu dem der Einsatz für die sozial Schwächeren, die Förderung der Familie, weltweite Gerechtigkeit und interkulturelle Toleranz zählen – Werte, die nach jüngsten Allensbach-Umfragen für weite Kreise der Bevölkerung „christlich“ verankert sind und hohe Sympathie finden, selbst unter Nicht-Christen.

Wer sich wünscht, dass die Kirchen sich nicht in internen Komplikationen erschöpfen, sondern Position bei der Neuorientierung einer „deformierten Gesellschaft“ (Meinhard Miegel) beziehen, kommt an der Person Joseph Höffners, des Kölner Kardinals (1969 bis 1987) und Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, nicht vorbei. Höffner ist mehr denn je aktuell. Er verkörperte eine Kirche, die sich mit Engagement und Sachkenntnis einmischte. Seine legendären Eröffnungsreferate der Fuldaer Bischofskonferenzen, etwa zum Thema „Wirtschaftsordnung und Wirtschaftsethik“ (1985), sind gültige Zeitdiagnosen. Er hat vor der Verschuldungsfalle ebenso gewarnt wie vor den fatalen Folgen des demografischen Wandels – lange bevor sie auf der politischen Agenda standen. Er steht für eine praxis- und politiktaugliche Theologie. In seinem Sinne trifft sich in der CDU/CSU-Bundestagsfraktion seit vielen Jahren der Kardinal-Höffner-Kreis zum Meinungs- und Gedankenaustausch mit hochrangigen Vertretern der Kirche.

Der Gesprächskreis versteht sich als „Forum engagierter Christen“ an der Nahtstelle zwischen Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Es geht ihm darum, angesichts eines raschen Wertewandels in der Gesellschaft den christlichen Glauben auch im politischen Alltag wirken zu lassen. Kirchliche Einschätzungen bieten oft Orientierung beim schwierigen Abwägungsprozess in der alltäglichen politischen Arbeit.

Durch und durch glaubwürdig

Joseph Höffner wurde an Heiligabend 1906 in bescheidenen Verhältnissen im Westerwald geboren. Seine Begabung fiel früh auf, er studierte ab 1926 in Rom und wurde in den nächsten vierzehn Jahren gleich viermal promoviert. Als junger Pfarrer an der Mosel versteckte er, offenbar unter stiller Beteiligung des ganzen Dorfes, ein jüdisches Mädchen monatelang vor den Nazis. Seine Schwester brachte in der elterlichen Wohnung auf seine Bitte ein gefährdetes Ehepaar unter. Beide, Joseph und die Schwester Lena Hesseler, werden heute in Yad Vashem als „Gerechte unter den Völkern“ geehrt.

1940 begegnete er Walter Eucken, dem Begründer der ordoliberalen Freiburger Schule und einem der geistigen Väter der Sozialen Marktwirtschaft. Höffner war Theologe und – eine Seltenheit damals wie heute – Volkswirt. Die Vermittlung zwischen christlicher Sozialethik und der neuen Wirtschaftsordnung macht den Kern seines Denkens aus.

Den entscheidenden Impuls dazu hatte er schon ein Jahrzehnt früher in Rom erhalten, als die von den beiden deutschen Jesuiten Gustav Grundlach und Oswald von Nell-Breuning inspirierte Sozialenzyklika *Quadragesimo anno* erschien. Ihr Leitmotiv ist das Subsidiaritätsprinzip. Darauf kommt Höffner immer wieder zurück.

1951 wird er Professor für christliche Sozialwissenschaften in Münster. Er be-

rät den Bund katholischer Unternehmer (BKU) und die Bonner Ministerien für Familien- und Jugendfragen, für Wohnungsbau sowie für Arbeit- und Sozialordnung. Konrad Adenauer beauftragt ihn gemeinsam mit Hans Achinger, Hans Muthesius und Ludwig Neundörfer mit einem Gutachten zur Neuordnung der sozialen Leistungen. Die „Rothenfelser Denkschrift“ trägt seine Handschrift, wenn es da heißt: „Die Tendenz zum Versorgungsstaat ist immer dann gegeben, wenn der Staat die Selbsthilfe und die Leistungskraft kleinerer Lebenskreise ausschließt, um Ansprüche des Einzelnen auf soziale Sicherung unmittelbar zu befriedigen.“ Darin sieht Höffner eine Verletzung der Subsidiarität, bei der es darum geht, die Eigenverantwortung und mit ihr die überschaubaren „kleinen Lebenskreise“ zu stärken.

Letztlich hat sich das „Vier-Professoren-Gutachten“ politisch nicht durchsetzen können, von der angedachten umfassenden Sozialreform wird nur der sogenannte Schreiber-Plan zur Rentenversicherung realisiert. Wilfried Schreiber war Geschäftsführer, Höffner geistlicher Beirat des BKU und kann als einer der geistigen Väter des Generationenmodells der Rentenversicherung gelten. Das ist heute unter den Vorzeichen des demografischen Wandels in die Kritik geraten, wobei gern vergessen wird, dass seine Labilität den Initiatoren durchaus bewusst war. Schreiber hielt im Gegensatz zu Adenauer den hohen Rentensockel keineswegs für langfristig gesichert. Seine Mahnung: „In einem schrumpfenden Volk wird die Sorge um die Alten immer schwerer und schließlich unmöglich“ blieb ungehört. Kinder würden die Leute immer bekommen, meinte Konrad Adenauer.

Wer Höffners Denken näher kennenlernen möchte, ist mit seinem *Opus magnum*, der *Christlichen Gesellschaftslehre*, bestens bedient, die 1962 erstmals

erschienen ist, immer wieder neu aufgelegt wurde und weltweit verbreitet ist.

Der Vermittler

Das Bestechende dieses Buches liegt darin, dass es gleichermaßen theologisch gründlich und allgemeinverständlich geschrieben ist. Jeder interessierte Laie kann es mit Gewinn lesen und wird vor allem feststellen, wie viel an religiöser und kultureller Substanz verloren geht, wenn nur noch die Quintessenz christlicher Soziallehre bekannt ist, aber nicht mehr ihr Herkommen. Man weiß dann noch, um ein Beispiel anzuführen, dass eine auf Privateigentum gegründete Volkswirtschaft dem Sozialismus überlegen ist. Aber warum? – Dazu gibt es seit dem Hochmittelalter fünf „positive“ und fünf „negative“ Gründe, die noch heute jede Debatte zum Thema beleben können.

Thomas von Aquin, der große Scholastiker des dreizehnten Jahrhunderts, ist eine Art Fixstern in den Argumentationen Höffners, aber auch der heute fast vergessene Papst Pius XII. wird immer wieder herangezogen und lässt sich neu entdecken. Mit der *Christlichen Gesellschaftslehre* zeigt Höffner sich – nach einem schönen Wort von Karl Löwith über Martin Heidegger – als ein „Denker in dürftiger Zeit“.

Schon 1953 (!) hat Höffner angefangen, vor dem Idol des Versorgungsstaates zu warnen. Die westliche Welt sei von einem auffallenden Streben nach Sicherheit erfüllt: „Freiheit und Selbstverantwortung werden von vielen kaum noch als Wert empfunden. Wenn die Menschen zwischen Sicherheit und Freiheit zu wählen hätten, wären nicht wenige geneigt, auf die Freiheit zu verzichten und stattdessen die Versorgung zu wählen“ – eine in den Augen Höffners „beängstigende Lähmung“ des personalen Faktors. Denn der Wohlfahrtsstaat, zu dem er sich ebenso wie zu Ludwig Erhards Programm „Wohlstand für alle“ ausdrück-

lich bekennt, unterscheide sich vom Versorgungsstaat in der Achtung vor der Eigenverantwortung seiner Bürger und in eigener Zurückhaltung. Es sei geradezu ein „Wahn“, die gesamte Wohlfahrt zur Staatsangelegenheit machen zu wollen.

Seine Argumentation ist theoretisch und pragmatisch zugleich. Auf der einen Seite passe es nicht ins christliche Menschenbild, das Einstehen für die normalen Lebensrisiken „auf die Behörden abzuwälzen“. Glück, so schreibt er, bestehe nicht „im Empfang von Renten und sonstigen Geldzuwendungen, sondern darin, seine Fähigkeiten in Leistungen umsetzen zu können und sich selbst dadurch eigenverantwortlich zu verwirklichen“.

Aber mit dem Appell allein ist es nicht getan. Einer tief sitzenden Versorgungsmentalität kann am besten durch breite Eigentumsstreuung begegnet werden. Vorrang dabei hat das Wohneigentum. Der „gerechte Lohn“ – ein Reizthema in der Geschichte der christlichen Soziallehre – bemisst sich an der Möglichkeit, über das unmittelbar Lebensnotwendige hinaus zu sparen. Den Königsweg zur eigenverantwortlichen Lebensgestaltung sieht er in einer gediegenen, breit angelegten und deshalb möglichst krisenfesten Berufsausbildung. Investition in Bildung sei die beste Daseinsvorsorge.

Im Zentrum: Die Familie

Dass seine *Christliche Gesellschaftslehre* sich auf mehr als vierzig Seiten mit dem Wandel von Ehe und Familie auseinandersetzt, wird niemanden überraschen, der die kirchliche Sozialverkündigung kennt. Schon Ketteler war in den 1840er-Jahren empört über den Manchester-Kapitalismus, weil er die Familie in den Ruin treibe. Leo XIII. hielt 1891 in *Rerum Novarum* aus dem gleichen Grund Lohndumping für eine „Sünde, die zum Himmel schreit“. Dabei ist Höffner wohl-tuend weit davon entfernt, frühere fami-

liale Lebensformen zu idealisieren. Es sei üblich geworden, schreibt er, über den Zerfall der Familie in der Industriegesellschaft „bewegte Klage“ zu führen, dabei werde vergessen, dass die Frau auch im vorindustriellen Zeitalter keineswegs nur unter dem Leitbild der Gattin und Mutter gestanden habe. Dass die moderne Familie nicht mehr Produktionsgemeinschaft sei, berge Chancen zu einer neuen „partnerschaftlich-kameradschaftlichen“ Lebensweise. Unaufgeregt ist er auch, was die Berufstätigkeit der Frau angeht. Familienpolitik solle sich im Schwerpunkt gegen die Deklassierung der kinderreichen Familie wenden und für den Familienlastenausgleich sorgen. Dafür hat er übrigens, seinem Misstrauen gegen den Versorgungsstaat entsprechend, in den 1950er-Jahren ein Modell berufsständischer Familienausgleichskassen befürwortet, das 1954 auch gesetzlich eingeführt, aber schon zehn Jahre später durch das bekannte staatliche System des gestaffelten Kindergeldes ersetzt wurde.

Soziale Marktwirtschaft als Lebensthema

Als seine „besten Jahre“ hat Höffner im Rückblick die Zeit als Münsteraner Professor für Sozialwissenschaften und als Berater der Adenauer-Regierung (1951 bis 1962) beschrieben. Hier war er Theologe und *Homo politicus* in einem. Die Soziale Marktwirtschaft war in ihren Anfängen keineswegs unumstritten. Schon während des Krieges – in der von Dietrich Bonhoeffer angeregten *Freiburger Denkschrift* von 1942/43 – wurde sie in Ansätzen entwickelt. Alfred Müller-Armack stellte sie auf dem Evangelischen Kirchentag 1950 in Essen als eine Ordnung vor, die „die Ziele der Freiheit und der sozialen Gerechtigkeit zu einem praktischen Ausgleich“ bringe. Aber es gab Widerstände. Das Ahlener Programm der CDU hatte noch einen „christlichen Sozialismus“ propagiert, die Gewerkschaften

organisierten 1948 den einzigen Generalstreik in der bundesdeutschen Geschichte. Der Bundesverband der Deutschen Industrie wollte das Gesetz gegen Wettbewerbsbeschränkungen und die Errichtung eines Kartellamts verhindern. Auch unter den Vertretern der Sozialen Marktwirtschaft selbst war keineswegs klar, wie weit die Eingriffe des Staates in das Marktgeschehen reichen dürften. Es gab den „liberalen“ neben dem „sozialen“ Flügel.

In diese Gemengelage hat Höffner, nachdem er 1962 zum Bischof von Münster ernannt wurde, nicht mehr aktiv eingreifen können. Seine Aufmerksamkeit für die Entwicklung der Sozialen Marktwirtschaft blieb aber zeitlebens erhalten, wenn sie sich auch stärker ins Grundsätzliche verlagerte. In der Rückschau des Jahres 1986 schreibt er, in zwei Kernbereichen sei sie auf halbem Wege stehen geblieben. Der Staat habe zu wenig getan, um wirklich freien Wettbewerb gegen Monopolbildungen durchzusetzen, und er habe die „Beteiligung der unselbstständig Erwerbstätigen an der volkswirtschaftlichen Kapitalbildung“ sträflich vernachlässigt. Hier habe die junge westdeutsche Republik eine historische Chance verpasst.

Die veränderte Arbeitswelt hat ihn umgetrieben. Zeitweise war er – ähnlich wie Oswald von Nell-Breuning – überzeugt davon, dass die technisch bedingte Produktivitätssteigerung zu einer wesentlichen Verkürzung der Arbeitszeiten führen werde. Das ist tatsächlich eingetreten, aber nicht in geordneten Bahnen, wie beide Sozialethiker es sich vorgestellt haben. Völlig richtig geblieben ist dagegen seine Überzeugung, dass ehrenamtliche und familiäre Dienste ebenso wie bürgerschaftliches Engagement an Bedeutung zunehmen würden, mit ihnen das Paradigma der „Unentgeltlichkeit“, das sich in der Katholischen Soziallehre seitdem immer wieder findet, bis in die jüngste Enzyklika *Caritas in Veritate* von

Benedikt XVI. Wir müssten zukünftig bereit sein, „einen großen Teil unserer Leistung einfach deshalb herzugeben, weil wir sie als sinnvoll, als sachdienlich, wenn nicht gar als geboten erachteten“.

Die „eine Menschheitsfamilie“

Es gilt als Stärke der christlichen Sozialverkündigung, auf die gern vergessenen skandalösen Folgen der Wirtschafts- und Finanzkrise für die Schwellen- und Entwicklungsländer hinzuweisen. Wahre Entwicklung, so schreibt Benedikt XVI., könne es nur im globalen Kontext als Entwicklung der „einen Menschheitsfamilie“ geben. Diese Überzeugung hat Höffners Zeit als Kölner Erzbischof und Kardinal geprägt. Er war weltweit unterwegs, unterhielt enge Beziehungen zu den Kirchen in Indien, auf den Philippinen und in Japan. Die lateinamerikanische „Theologie der Befreiung“ hielt er für theologisch verfehlt, betrachtete aber ganz in ihrem Sinne die Abhängigkeit des Menschen von den Verhältnissen, in denen er lebt, als einen Skandal. Die Kette des Elends, schreibt er 1985 in *Wirtschaftsordnung und Wirtschaftsethik*, könne nur „zerrissen werden, wenn die Entwicklungshilfe erheblich ausgeweitet, die Rüstungsausgaben drastisch gesenkt und in den Entwicklungsländern eine Agrarreform durchgeführt wird. Zur Meisterrung dieser Aufgaben reicht der internationale marktwirtschaftliche Wettbewerb nicht aus. Weltweite Ordnungsmaßnahmen sind erforderlich.“

Ein Unbequemer

Höffner war ein durch und durch politisch denkender Bischof. Dass er jährliche Konsultationen mit der Polnischen und Französischen Bischofskonferenz ins Leben rief, erscheint wie eine Parallelgeschichte zur Aussöhnung Nachkriegsdeutschlands mit seinen Nachbarn. Oft war er unbequem. Gegen die friedliche Nutzung der Kernenergie hatte er zeit-

weise deutliche Vorbehalte, gegen eine naturromantische Verzichtsideologie allerdings ebenso. 1986 – ganz und gar unzeitgemäß – mahnte er die sittliche Pflicht zur Vaterlandsliebe an und meinte, die Deutschen hätten hier einen historisch verständlichen, aber letztlich fatalen „blinden Fleck“. Erst wer sich seiner Heimat und seines Herkommens, seiner Sprache und Kultur „schicksalhaft“ verbunden wisse, könne auch weltoffen sein.

Bewegender Abschied

Einen Monat vor seinem Tod im Oktober 1987 zeigt er sich in einem erschütternden Abschiedswort an sein Bistum als bescheidener, demütiger Christ. Unter der Bischofswürde und der Distanz zu den Menschen habe er gelitten. Für viele sei das Amt als solches schon ein Ärgernis. Dass die Säkularisierung bis in die Familien hineinreiche, bucht er auf der Negativseite der Bilanz seines langen Priesterlebens. Der Sinn für die geistige Dimension des Menschen sei verschüttet, vor allem aber sei die Kirche selbst keine Elitekirche ohne Fehl und Tadel: Wäre sie „nur eine geschichtliche Erscheinung, hätten wir Christen, vor allem die Bischöfe und Priester, sie längst zugrunde gerichtet“.

Die Aktualität Kardinal Höffners

Höffner war ein Mann fester Prinzipien. Man kann sicher sein, dass er die Präimplantationsdiagnostik bekämpft hätte, weil es in Fragen des umfassenden Lebensschutzes für die kirchliche Moral keine Kompromisse geben kann. Das hätte allerdings nicht ausgeschlossen, dass er für die Position der Befürworter und die Not kinderloser Eltern Respekt aufgebracht hätte.

Er war sich des gesellschaftlichen Wandels voll bewusst. Die christliche Gesellschaftslehre müsse die Zeichen der Zeit verstehen, so schreibt er: „Sonst gerät sie in Gefahr, einer gegenwartsfremden,

wenn auch noch so grundsatztreuen Abstraktion zu verfallen.“

Seine Argumentationen zum Verhältnis von Ökologie und Ökonomie können deshalb noch heute jede Diskussion beleben. Wo nicht der engste Bereich der nicht verhandelbaren Grundprinzipien berührt ist, kommt es für ihn auf den fairen Ausgleich der Interessen an, der letztlich Vorteile für alle bringt. Heutzutage würden wir das eine Win-win-Situation nennen. Bewahrung der Schöpfung ist in seinem Sinne nur innerhalb der Sozialen Marktwirtschaft und mit leistungsstarken, gewinnorientierten Unternehmen, nicht gegen sie zu verwirklichen. Die Kirche als ethische Instanz steht für die Kunst, über die unproduktiven Lagerkämpfe hinaus das Verbindende zu denken. Aus den konkreten politischen Entscheidungen hält sie sich heraus. Wie lange beispielsweise die Laufzeiten von Kernkraftwerken verlängert werden dürfen, fällt nicht mehr in ihren Aufgabenbereich. Wohl aber die Frage, ob die Laufzeitverlängerung mit dem Gebot der Nachhaltigkeit und der Generationengerechtigkeit vereinbar ist.

Die wichtigste Einsicht der christlichen Soziallehre, nach der Eigenver-

antwortung Vorrang hat vor der Leistung der Solidargemeinschaft, ist eine Art Höffner'sches *Ceterum censeo* in der aktuellen sozialpolitischen Debatte. Sie darf keinesfalls als Plädoyer für Sozialabbau missverstanden werden. Joseph Höffner steht für einen umfassenden Politikansatz, nach dem die Schwächeren der Gesellschaft zur Eigenverantwortung ermutigt werden, indem nicht in erster Linie die Geldleistungen „stimmen“, sondern die Rahmenbedingungen: gute Bildung und frühe Leistungsanreize, zupackende Förderung der jungen Familien, aktive Arbeitsmarktpolitik, ein verlässliches Gesundheitssystem.

Joseph Höffner war ein verschmitzter Mann. Er wusste, dass unterhalb der hehren Überzeugungen in der Politik gerungen, gefeilscht und – gelegentlich unpopulär – entschieden werden muss. Das Votum der Kirchen kommt ins Spiel, wenn Politiker und Parteien sich auf ihre Grundüberzeugungen zurückbesinnen, sich sozusagen ethisch rückversichern. Dann tut es gut, wenn dieses Votum ebenso prinzipientreu wie sachgerecht und detailvertraut ist. In diesem Sinne ist Höffner ein bleibendes Vorbild.

Bernhard Vogel zur Notlage der Kirche und zur Priesterweihe Verheirateter

„Die Bischöfe müssen aufgreifen, was bereits bei einer Synode der deutschen Bistümer vor 40 Jahren, im Frühjahr 1971 in Würzburg, zu den Viri probati erarbeitet wurde. Damals gab es gegen den Vorschlag ein Veto der Bischöfe mit der Begründung, eine solche Notlage sei noch nicht gegeben. Jetzt ist diese Notlage gegeben.“

Bernhard Vogel im Interview zu dem von ihm mitunterzeichneten Appell für die Priesterweihe verheirateter Männer in *Christ und Welt* 6/2011, 3. Februar 2011.